Akademische Vorträge

von

Zürcherischen Dozenten.

Wintersemester 1853—1854.

Conrad Gesner als Arzt.

Von

Professor Dr. Lebert.

Zürich,
S. Höhr.
1854.

Digitized by Google

9

Akademische Vorträge

von

Zürcherischen Dozenten.

Wintersemester 1853—1854.

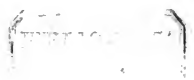
Conrad Gesner als Arzt.

Von

Professor Dr. Lebert.

Zürich,
S. Höhr.
1854.

Digitized by Google



Digitized by Google

Conrad Gesner als Arzt.

Von

Professor Dr. Lebert.

(Akademischer Vortrag, gehalten am 19. Januar 1854.)

Digitized by Google

Druck von David Bürkli.

Digitized by Google

Hochverehrte Anwesende!

Es sind wohl Wenige unter Ihnen, welche nicht an einem der schönen Abende des Sommers die reiche Blumenpracht unsers botanischen Gartens bewundert hätten.

Vor Allem ergreifend wirkt hier auf den Geist die herrliche Lage und die geschichtliche Erinnerung, welche uns auf den früheren Vertheidigungswerken Zürichs jene beste aller Schulen, den Unterricht durch die Natur selbst, zeigt. Noch viel lieblicher aber wird das Gemüth ergriffen, wenn man auf so kleinem Raume die Schätze der Pflanzenwelt der verschiedensten Länder und Klimate beisammen trifft. So wandert unwillkürlich der Sinn von den Bäumen und Sträuchern des rauhen Nordens zu der üppigen Blüthen- und Farbenfülle tropischer Gegenden. Und besonders angenehm wird der Blick überrascht, wenn wir neben den Gewächsen beider Indien, neben den Sprößlingen des heißen Afrikas in jenem reizenden Garten die holden, zarten, bescheidenen Blumen unserer Alpen als alte Freunde begrüßen, welche uns unwillkürlich an die vielen Hochgenüsse erinnern, die wir in ihrer Nähe empfunden.

Neben der verehrenden Bewunderung für den Erschaffer alles Lebens, denkt man gern alsdann mit aufrichtiger Anerkennung an die hochherzigen Bürger dieser Stadt, welche so wahre und reine Genüsse zum Gemeingute Aller gemacht haben, in welchen der Handwerker von seiner Anstrengung, der Gelehrte und Künstler von der Arbeit, der Tourist von seiner Reise ausruht, und wo Frauen und Mädchen zarter und inniger Derer gedenken, an welche sie die Bande der Liebe oder der Freundschaft knüpfen.

Unwillkürlich sucht man hier nach einem Schutzheiligen der lieblichen Stätte, welcher die menschenfreundlichen Begründer des Gartens vertrete. Wie freudevoll überrascht ist man daher, wenn man die edle Gestalt des Mannes erblickt, welcher für

Digitized by Google

die Gründung desselben die Gemüther dadurch am besten vorzubereiten verstand, daß er aus der Kräuterkunde eine Wissenschaft schuf, und selbst die seltensten Gewächse so sorgsam und geschickt zu erziehen wußte, daß er die Liebe für Blumen und Gärten seinen Landsleuten als eine noch fortbestehende wahre Leidenschaft einflößen konnte.

Mit ganz besonderer Ehrfurcht hat mich stets jener große Forscher nach Licht und Wahrheit erfüllt, da er auch in dem Zweige des Wissens, welchem ich durch meine Stellung angehöre, Herrliches geleistet, in diesem Wirkungskreise aber wenig bekannt ist.

Conrad Gesner, der Begründer der neueren Naturgeschichte, einer der großen Reformatoren des menschlichen Wissens, nimmt selbst unter jenen ausgewählten Koryphäen des 16. Jahrhunderts eine sehr hohe Stellung ein Vielfach biographisch geschildert durch die trefflichen Arbeiten Simmlers, Schmiedels, Remers und Hanharts, ist Gesners Leben bereits in seinen wichtigsten Schicksalen bekannt. Als tief gelehrter Philologe, als unermüdeter Forscher in dem Gebiete der Zoologie und der Botanik, als edler für Wahrheit und Fortschritt begeisterter Mensch, ist er wohl allgemein gewürdigt.

In Zürich, seiner Geburtsstadt, lebt aber sein Andenken nicht bloß durch seine Werke fort, sondern auch von Geschlecht zu Geschlecht hat sich der Ruf dieses großen Mannes als eine Zierde seines Landes, als ein edles Vorbild für kommende Geschlechter erhalten.

Einen so hochgefeierten Namen zum Gegenstande der heutigen Betrachtung zu wählen, könnte daher wohl gewagt erscheinen, und fühle ich tief, wie sehr ich Ihrer Nachsicht bedarf.

Nur der Wunsch, Ihnen Ihren großen Mitbürger von einer Seite zu zeigen, von welcher er nur wenig gekannt und nicht hoch genug gewürdigt ist, ermuthigt mich, Sie von der ärztlichen Stellung und Wirksamkeit Gesners zu unterhalten.

Ich würde in unnütze Wiederholungen verfallen, wenn ich Gesners Leben ausführlich schildern wollte. Wohl aber ist es

Digitized by Google

nöthig, eine gedrängte Uebersicht desselben zu geben. Ich werde alsdann einige allgemeine Bemerkungen über das Wiedererwachen der Heilwissenschaft und die Stellung der Aerzte im 16. Jahrhundert dem speziellen Wirken Gesners als Arztes vorausschicken, damit alsdann seine Leistungen auf dem Gebiete der Medizin in sozialer, praktischer und wissenschaftlicher Beziehung desto mehr in ihrem ganzen Werthe hervortreten.

Biographische Skizze Gesners.

Conrad Gesner, welcher in sich die weitumfassenden Kenntnisse eines Plinius mit der scharfen und allseitigen Beobachtungsgabe eines Aristoteles verband, wurde in Zürich am 26. März 1516 geboren. Einen Theil seiner Kindheit brachte er bei seinem Großoheim Frick zu, in dessen Umgang er schon früh seinen Hang für Kenntniß der Pflanzen und ihre Heilkräfte schöpfte. Unter seinen frühesten Lehrern zählte er Thomas Plater und Oswald Mykonius, welcher letztere ihm stets und in den schwierigsten Zeiten seines Lebens ein wahrer und treuer Freund verblieb. Aus dem Hause des Kaplan Frick kam der schon früh sehr lernbegierige und mit seltenen Geistesfähigkeiten begabte Knabe in das Haus Ammanns, in welchem er während drei Jahren blieb. Im 14. Jahre bewirbt er sich, in sehr ärmlichen Umständen sich befindend, um ein kurze Zeit vorher gestiftetes Stipendium, und diesem Umstande verdanken wir einen noch erhaltenen Brief an den großen Reformator Zwingli, welcher kaum ein Jahr später in der Schlacht zu Kappel ein ruhmvolles Ende fand, in welcher auch der Vater Gesners fiel.

Im Jahre 1532 geht Gesner nach Straßburg, um dort Theologie zu studiren, fühlt sich jedoch hier dadurch sehr gedrückt, daß er einen großen Theil seiner Zeit für Fristung seines Lebensunterhalts, ohne allen Nutzen für seine Studien verwenden muß. Damals nimmt sich zuerst der würdige Nachfolger

Digitized by Google

Zwinglis, Heinrich Bullinger, liebreich seiner an, und verschafft ihm eine Reisestipendium, um in Frankreich seine Studien fortzusetzen. So theilt er denn seine Zeit zwischen dem Aufenthalte in Bourges-en-Bresse und in Paris. In dieser Zeit ist Gesner mit bewunderungswerthem Fleiße mit dem Lesen der besten Schriftsteller des Alterthums beschäftigt, unter welchen Aerzte und Naturforscher ihn besonders anziehen. Freilich äußert er seine Unzufriedenheit über die zu große Mannigfaltigkeit seiner Lektüre. Aber vor allen Gelehrten seiner Zeit war ihm die seltene Gabe und der hohe Beruf verliehen, alle menschlichen Kenntnisse aus den verschiedensten Gebieten des Wissens zu einem großen Ganzen zusammen zu fassen, welches, noch heute ein Denkmal unbegreiflichen Fleißes, uns erlaubt, die Früchte mehr als dreitausendjähriger Forschung, in kurzer und klarer Uebersicht zu durchmustern.

In Frankreich konnte er aber nicht lange verweilen. Die hundertköpfige Hydra war noch nicht überwunden. Nach den hellen Strahlen des Lichtes der Reformation rang die Finsterniß wieder um ihr tyrannisches Recht. Schon damals begannen in Frankreich jene Glaubensverfolgungen, welchen später der königliche Wortbruch von Amboise, die Bartholomäusnacht, das Zurücknehmen des Edikts von Nantes als höchst betrübende Ereignisse in der Geschichte jenes großen Volkes folgten. Die zu dieser Zeit in Paris beginnende Intoleranz zwang den edlen Jüngling, die Stadt schon gegen das Ende des Jahrs 1534 zu verlassen. Ueber Straßburg kehrt er in seine Vaterstadt zurück.

Nun beginnt für ihn eine Periode harter Prüfung. In der bittersten Armuth und Bedrängniß lebend, bedurfte es seiner großen Charakterstärke, seines unerschütterlichen Enthusiasmus für Studium und Fortschritt, um nicht in dem Schiffbruche stürmischer Lebensschicksale für immer unterzugehen.

Den Anfang dieser traurigen Lebensphase macht aber ein seinem warmen und edlen Herzen, seinem tiefen Redlichkeitsgefühle durchaus Ehre machendes Ereigniß, seine Verheirathung mit einem Mädchen, zu welchem ihn wahre Liebe hingezogen

Digitized by Google

hatte, und welchem er stets ein liebevoller Gatte blieb. Seine Freunde, welche diesen Schritt für unbesonnen hielten, wandten sich zum Theil kalt von ihm ab. Sein ganzes Einkommen bestand in dem dürftigen Ertrage einer Schullehrerstelle in einer untern Klasse. Zeit und Gelegenheit, seinen glühenden Durst nach Erkenntniß zu befriedigen, werden immer seltener. Alle Aussicht auf eine günstigere Lebensstellung scheint für eine Zeit geschwunden. Doch Zürich ließ schon damals keinen seiner ausgezeichneten Mitbürger im Elend zu Grunde gehen, und gegen Ende des Jahres 1536 finden wir Gesner in Basel wieder, frei durch Unterstützung der Regierung seiner Vaterstadt, den Studien lebend und nun sich vornehmlich dem der Heilkunde weihend; noch lange sollte er sich aber diesem Berufe nicht ganz widmen können. Eine philologische Arbeit, welche er im Auftrage eines Buchhändlers macht, und welche zuerst ihm nur Unangenehmes zu bereiten scheint, lenkt auf ihn die Aufmerksamkeit der Berner Regierung, welche im Jahre 1537 die Akademie in Lausanne gründet, wohin er als Professor der griechischen Sprache berufen wird.

In Lausanne fand Gesner in den angenehmsten und freundschaftlichsten kollegialischen Verhältnissen, in einer unabhängigen, sorgenfreien und ehrenvollen Stellung, in der freien Studien so zuträglichen Muße, und besonders auch in dem von der Natur so reich bevorzugten, so herrlichen Lande, Alles was sein niedergedrücktes Gemüth wieder aufrichten, seine schwankende Gesundheit stärken, seine großen Zukunftspläne ihrem Ziele näher führen konnte.

Immer mehr jedoch ziehen ihn seine botanischen Studien zur Arzneikunde hin. In einer philologischen Stellung nicht hinreichende Befriedigung findend, legt er schon im Jahr 1540 sein Amt nieder, vollendet seine medizinischen Studien in Montpellier, und begibt sich alsdann nach Basel, wo er die Doktorwürde erlangt.

In den folgenden Jahren sehen wir ihn in Zürich wieder in ärmlichen Verhältnissen lebend, seine Zeit zwischen den

Digitized by Google

Pflichten als Lehrer der Physik, als Arzt und als Schriftsteller theilen. Seinen Forschungen widmet er einen unglaublichen Fleiß, einen unübertrefflichen Scharfsinn.

Im 25. Jahre faßt er bereits den Plan der allgemeinen Bibliothek der Schriftsteller aller Zeiten und Wissenschaften, und im Jahre 1545 beginnt er die Bekanntmachung dieses großen enzyklopädischen Werkes, welches während der nächsten Jahre bei dem berühmten Züricher Buchdrucker Froschauer erscheint.

Es ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaften, bei dem gleichen Manne neben der ausgedehntesten Gelehrsamkeit die seltene Beobachtungsgabe für vortreffliche Originalarbeiten, auf gründlicher Selbstforschung beruhend, anzutreffen. Sehr charakteristisch ist es daher für Gesner, daß er, als er noch mitten in der Publizirung seiner allgemeinen Bibliothek begriffen war, bereits den Grundstein zu seinem großen Werke über die Geschichte der Thiere legte, welche von 1551 — 58 in Zürich erschien. Ohne den außerordentlichen Verdiensten Linné's zu nahe treten zu wollen, gehen wir gewiß nicht zu weit, wenn wir Gesner durch dieses Werk, welches an Beobachtungen, kritischen Bemerkungen, gelehrten Zusammenstellungen und schönen Abbildungen so reich ist, als den eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Zoologie ansehen.

Wir sehen in dieser ganzen Zeit Gesner mit den vorzüglichsten Gelehrten Europas in regem Verkehr stehen; von allen Seiten wird er mit Material unterstützt. In ununterbrochener Thätigkeit opfert er gern den Studien die Ruhe seiner Nächte. Aber dem modernen Aristoteles war es nicht gegeben, von einem königlichen Zögling mit Allem unterstützt zu werden, was das Leben des Gelehrten glücklich und angenehm macht.

In der Zeit, in welcher er jene berühmten Werke verfaßt, die, so lange wahre Wissenschaft bestehen wird, zu den schönsten Denkmalen des menschlichen Geistes gehören werden, lebt Gesner in der bittersten Armuth. Wenn man den Brief liest, welchen er über seine Lage im Jahre 1558 an Bullinger schreibt, so kann man sich tiefer Traurigkeit nicht erwehren.

Digitized by Google

Um den Vorwurf der Uebertreibung zu vermeiden, will ich einige Stellen aus diesem in Hanhart's Werke abgedruckten Briefe mittheilen:

„Seit zwanzig Jahren, sagt er, wurde mir das Glück nie „zu Theil, von ununterbrochener und angestrengter nächtlicher „Arbeit auch nur einmal auszuruhen. Könnte ich einmal zu „etwas mehr Muße gelangen, so würde ich einer bessern Ge„sundheit genießen, die gegenwärtig, wie meine Todtenbläße „und abgezehrte Gestalt andeuten, sehr angegriffen ist."

Weiterhin sagt er, nachdem er der vielen Lasten erwähnt hat, welchen er fast unterliegt: „Deßhalb bin ich gezwungen, „nicht wie ein Arzt, nicht wie ein Freund und Verehrer der „Wissenschaften, sondern wie der ärmste und geringste Tag„löhner zu leben."

Und doch hatte der seiner Vaterstadt so tief anhängliche Gesner alle Anerbietungen um Berufungen ausgeschlagen, welche ihm damals von Außen her gemacht worden waren.

Auch hier stoßen wir glücklicherweise wieder auf einen Wendepunkt in dem oft so traurigen Leben des hart geprüften Mannes. Im Jahre 1558 wird er, auf Bullingers Verwendung, zum Chorherrn ernannt, und erst von dieser Zeit an sehen wir ihn ein sorgenfreies, seiner hohen Begabtheit angemessenes Leben führen. Auch mit der Arzneikunde kann er sich jetzt freier abgeben, und seine wichtigsten Leistungen auf diesem Gebiete, welche wir bald näher betrachten werden, fallen in die letzten Jahre seines Lebens.

In dieser Zeit auch faßte er den Entschluß, ein ebenso bedeutendes Werk für die Pflanzenkunde als die Geschichte der Thiere zu verfassen. Durch Wanderungen in den Alpen, durch Anlegen eines Gartens, in welchem er seltene Pflanzen beobachtet, durch Bereisen der berühmtesten Gärten Deutschlands, durch ununterbrochenes Beschäftigen ausgezeichneter Künstler, sammelt er seine Materialien. Sein im Jahre 1559 erschienenes Werk über die Gärten Deutschlands war nur eine Vorarbeit zu jenem großen Unternehmen, welches sein zu früher Tod auf ferne Zeiten

Digitized by Google

hinausschob. Sein Schüler Caspar Wolf, welchem er dessen Ausführung auf seinem Todtenbette empfohlen hatte, war mit Geschäften zu sehr überhäuft, und verkaufte den großen schriftstellerischen Nachlaß Gesners um 150 Gulden an Camerarius, welcher ihn untreu und gewissenlos benutzte. Erst im Jahre 1744 erwirbt sich Christian Trew das große Verdienst, jenen ganzen botanischen Nachlaß wieder aus vielen Händen zusammenzubringen, und den berühmten Schmiedel mit der Herausgabe desselben zu beauftragen, was auch von 1753—59 geschah. Wie groß aber der Werth dieses Werkes ist, beweist der Umstand, daß der während zwei Jahrhunderten vergrabene Schatz noch, als er endlich an das Tageslicht kam, alle Kenner mit wahrer Bewunderung erfüllte.

Doch kehren wir noch für einen Augenblick zu den Lebensschicksalen Gesners zurück. Durch angestrengtes Arbeiten und lange Entbehrungen kränklich und sehr ermüdet, findet er im Jahre 1560 in den schon damals berühmten Heilquellen Badens große Erleichterung. Immer mehr wird ihm jetzt in seiner Vaterstadt als Arzt und als Gelehrtem Anerkennung; immer großartiger wächst das Material seiner Sammlungen und Vorarbeiten. Besonders kann er noch in seinen letzten Jahren bei den gefährlichen herrschenden Volkskrankheiten seinen Mitbürgern sehr hülfreich sein. Unter den vielen Beweisen weitverbreiteter Bewunderung seiner Zeitgenossen erfreut ihn noch im Jahre 1565 das ihm vom Kaiser Ferdinand zugesendete Familienwappen und Diplom.

Wohl jetzt erst hätte der unermüdliche Forscher, der edle Menschenfreund, die Früchte seiner vielen und langen Bemühungen genießen können. Aber nur wenige Jahre des Glücks sollten ihm zu Theil werden. In dem 49. Jahre seines Lebens wurde er von der Pest, welcher er so viele Opfer entrissen, befallen. Von den Schätzen seines Fleißes umgeben, erwartet er mit Fassung und Ergebung sein Ende. Und so war der 13. Dezember 1565 ein Trauertag in den Annalen Zürichs, der Wissenschaft und der Menschheit. Von seinem Tode noch später.

Digitized by Google

Die Verdienste Gesners um die Medizin sind so innig mit dem Zustande derselben im 16. Jahrhundert in Zusammenhang, daß wir auf diesen zuerst einen Blick werfen müssen. Manchem mag die nachfolgende Skizze zerrissen und unzusammenhängend erscheinen. So aber war das Wiedererwachen der Medizin im Mittelalter. Einheitsbestreben fehlte, und in verschiedenen Richtungen trat erst allmählig Kritik an die Stelle des Kommentirens und später Naturbeobachtung an die des servilen Autoritätsglaubens.

Medizin und Aerzte im sechszehnten Jahrhundert.

Man kann in vieler Hinsicht die erste Periode des Mittelalters als einen langen Winterschlaf des menschlichen Geistes ansehen. Auch noch in seiner zweiten Hälfte stoßen wir so vielfach auf ein ängstliches Deuten alter Satzungen, auf fast vollständigen Mangel eigner und freier Forschung, auf einen so mystischen Enthusiasmus für unklare Begriffe, daß wir Mühe haben, in den Zeitgenossen der Reformation die Menschen der vorhergehenden Jahrhunderte zu erkennen.

Schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts treffen so große Ereignisse zusammen, und sehen wir zugleich so vielfach den menschlichen Geist die engen Bande des finsteren Dogmatismus zerreißen, daß die bestimmten Zeichen einer neuen Aera in der Geschichte der Menschheit nicht zu verkennen sind.

Zuerst beginnt die wiedererwachende Zivilisation mit der Rückkehr zum Studium griechischer Autoren, durch die vielen Griechen, welche nach der Zerstörung ihres Kaiserthums sich über das Abendland verbreiteten, begünstigt. Unter den Männern, welche schon früh unsrer Wissenschaft den einzuschlagenden Weg gezeigt haben, nennen wir den Franziskaner-Mönch Roger Baco, welcher lange vor seinem großen Namensverwandten, Baco von Verulam, die Beobachtung als Grundstein der Wissenschaften erklärte. Erfreulich ist es auch, den großen Dichter

Digitized by Google

Petrarca die scholastisch-dialectische Tendenz der Aerzte seiner Zeit unermüdlich angreifen zu sehen.

Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, durch die Auffindung eines neuen Welttheils war der Naturforschung, und so indirekt der Medizin, ein neuer Horizont der Beobachtung eröffnet. Von besonderer Wichtigkeit aber ist für das Wiedererwachen der Medizin die große kirchliche Reformation, welche den Aberglauben und die blinde Herrschaft der Autorität zerstört, und durch freie Forschung die Neuzeit begründet. So werden denn erst durch sie die bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gegründeten Universitäten Mittelpunkte der Aufklärung und des Fortschritts, und die Buchdruckerkunst, dieses wahre Daguerreotyp des menschlichen Geistes, erhält von nun an den fernen Geschlechtern die Forschungen und Gedanken großer Männer als ein unveräußerliches Erbtheil.

Die Aerzte, früh vom Fortschritt ergriffen, werden zugleich weiter auf das kritische Sichten alter Autoren und auf Gründen neuer Doktrinen durch selbstständige Beobachtung hingeführt. Die Herrschaft der Anatomie verdrängt die der Scholastik, die zum Theil indifferenten Heilmittel der überschätzten Alten werden durch eine kräftigere und erfolgreiche Behandlung ersetzt, die Chirurgie wird, trotzdem daß das Schießpulver den Krieg viel mörderischer gemacht hat, auf einfache und für die armen Verwundeten wirklich segensreiche Prinzipien zurückgeführt. Ja wir treffen selbst schon in jener Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften die Begründung der pathologischen Anatomie, dieser Lehre von den materiellen Veränderungen der Organe in Krankheiten, durch die trefflichen Arbeiten eines Benevieni, eines Fracastori, eines Thaddaeus Dunus, Arztes in Zürich und Freundes Gesners.

In diese Zeit auch fällt die Bekämpfung des blinden Glaubens an die Lehren Galens durch Cardanus, Argenterius und Andre. Ein Basler Arzt, Felix Plater, aus dem Wallis gebürtig, stellt zuerst eine vernunftgemäße Eintheilung der Krankheiten auf. Ein scheinbar kleinlicher Streit über den Aderlaß

Digitized by Google

trägt vielleicht mehr als irgend ein anderes Ereigniß dazu bei, die Autorität der arabischen Aerzte, welche uns die Alten treu bewahrt, aber des Neuen so wenig geleistet haben, zu stürzen. Der Pariser Arzt Brissot greift nämlich den Grundsatz der Arabisten an, den Aderlaß an von kranken Organen entfernten Stellen zu machen. Ein heftiger Streit erhebt sich zwischen den Aerzten seiner Zeit, das Resultat aber ist, daß nun auch die meisten Dogmen der Araber, besonders ihre Pulslehre und Harnschau, in ihren Uebertreibungen über Bord geworfen werden. Auch treffen wir den Züricher Arzt Christoph Klauser als einen der aufgeklärtesten Gegner dieser Schule an.

Auffallend war es daher kaum, daß der größte der Reformatoren der Medizin des 16. Jahrhunderts, Paracelsus, seine Vorlesungen in Basel damit beginnen konnte, daß er die Werke des Avicenna verbrannte. Sehr verschiedenartig ist dieser so geniale Mann beurtheilt worden. Wohl kann man ihm seinen Uebermuth, seine Rohheit als Charakterfehler, seinen Hang zum Mystizismus als Fehler seines Geistes vorwerfen, aber seine tiefe Kenntniß der Natur, sein fast fanatischer Eifer für die Wissenschaft, die Kühnheit und der tiefe Scharfblick seines Genies, die unerbittliche Strenge, mit welcher er blinden Autoritätsglauben und Charlatanismus geißelt, machen ihn zu einem der größten Aerzte aller Zeiten.

Den Ueberblick auf die Stellung der Medizin in jener Zeit werden nun einige Bemerkungen über das damalige Verhältniß der Aerzte zu der Gesellschaft vervollständigen.

So hochgefeiert die ausgezeichneten Aerzte im Alterthum waren, so tief war ihr Ansehen im Mittelalter gesunken. Hievon liefern uns unter Andern die Gesetze der Westgothen einen Beweis. So glaubt man in denselben die Aerzte besonders zu begünstigen, wenn man feststellt, daß man sie nicht ins Gefängniß schicken dürfe, ohne ihre Vertheidigung gehört zu haben. Von einem Schüler, den sie unterrichteten, hatten sie nur das Recht, 12 Sous zu fordern, so wie 5 Sous für eine Staaroperation, aber nur, wenn sie vollständig gelungen war. Frauen

Digitized by Google

durften sie in ihrem Berufe nur in Gegenwart von Verwandten oder Angehörigen besuchen. Wenn der Arzt einem Kranken zu viel Blut entzogen, mußte er dem Betreffenden 5 Fr., also zwanzig mal mehr, als ihm eine Staaroperation einbrachte, zahlen. Starb der Kranke unter dieser Behandlung, so wurde der Arzt den Verwandten überliefert, welche nach ihrem Gutdünken über ihn verfügen konnten.

Bald jedoch ändert sich die Stellung der Aerzte, indem besonders die Geistlichkeit sich diesem Berufe widmet. Wie lange dies noch theilweise der Fall war, sehen wir daraus, daß in Paris erst am 11. August 1792 die Geistlichen des Ordens St. Jean de Dieu die Leitung des Charitekrankenhauses verließen, und daß noch der Père Elysée, ein Geistlicher, Arzt Ludwig XVIII. war. Die höhern Geistlichen hatten auch die bessern ärztlichen Pfründen, die niedrigen aber waren oft ärmliche Pfuscher. Unter den Laien jedoch waren die einzigen ausgezeichneten Aerzte, deren Werke auf die Nachwelt gekommen sind.

In späterer Zeit, nach Begründung der Universitäten sehen wir die Aerzte sich in zwei Klassen theilen. Die einen erlangen den Doktorgrad, die andern bleiben hievon durch ihre unvollkommene Vorbildung ausgeschlossen. Unter den erstern befinden sich aber nicht blos die inneren Aerzte, sondern auch die höher gestellten unter den Chirurgen, wenigstens in deutschen Ländern, wie dies die beiden berühmtesten deutschen Chirurgen des 16. Jahrhunderts, Lange und Wurtz, beweisen, so wie dies auch für Zürich die Verhaltungsmaßregeln bezeugen, welche Conrad Gesner zwei jungen Aerzten gibt, welche die Regierung auf auswärtige Universitäten sendet. Hievon später.

In Frankreich jedoch gehen noch im Anfange des 16. Jahrhunderts die Chirurgen ausschließlich aus der Zunft der Barbiere hervor. Das bereits unter Ludwig IX. gegründete Kollegium von St. Côme war ihre oberste Behörde, wie dies in ähnlicher Art in Zürich für die im Jahre 1534 gestiftete Gesellschaft zum schwarzen Garten der Fall war, unter deren Aufsicht sich Chirurgen zuerst als Lehrlinge, dann als Gesellen und

Digitized by Google

zuletzt als Meister ausbildeten. Unter Franz I. wird zuerst in Paris 1542 ein Lehrstuhl der Chirurgie gestiftet und dem Florentiner Vidus Vidius übertragen, welcher aber nur ärmlich aus der Chirurgie der Alten seine Vorlesungen zusammensetzt. Neid und Eifersucht herrschen während dieses ganzen Jahrhunderts zwischen Aerzten und Chirurgen in Frankreich. Freilich wird 1543 das Kollegium von St. Côme von der Baderzunft zu einer chirurgischen Fakultät erhoben, geht jedoch durch ihre professionelle Immoralität zu Grunde, wovon unter Anderm der Umstand ein Beweis ist, daß 1655 die Mitglieder des Kollegiums wieder um die Erlaubniß nachsuchen, einen Barbierladen neben ihrem andern Erwerb haben zu dürfen. Dennoch aber gehen aus den in so unsicherer Stellung lebenden Barbieren viele der größten Wundärzte des Mittelalters hervor. Die gelehrten innern Aerzte, welche die chirurgischen Vorlesungen leiten, wissen viel Latein und Griechisch, aber den Bau des menschlichen Körpers kennen sie meist nur unvollkommen. Vom Katheder herab lehren sie, was Hippokrates, Galen und Celsus über die Wunden geschrieben haben, aber sie sind zu vornehm, um ihre weißen mit schönen Manchetten gezierten Hände mit dem Sekrete der Wunden zu beschmutzen. Die Chirurgen aber erlernen gründlich die Anatomie, und erst, nachdem sie sich mit allen Theilen des Körpers durch Zergliederung bekannt gemacht haben, erwerben sie sich im Umgange mit den Verwundeten eine solide Erfahrung. Beinbrüche, Verrenkungen, Schußwunden verstehen sie vortrefflich zu behandeln und können wohl entbehren, was Griechen und Araber darüber geklügelt.

Die äußere Stellung der Aerzte war damals übrigens eine wenig einträgliche. So kosten Heinrich III., dem reichen Könige Frankreichs, seine 11 Aerzte zusammen 2000 Fr. jährlich. Freilich war der Werth des Geldes damals ein geringer, und mehr Nützlichkeit als Gewinn war von jeher die Stellung der Mehrzahl unter den Jüngern Aesculaps.

Wie wir nun die Stellung der Aerzte und den Zustand der Medizin für Deutschland und Frankreich im 16. Jahrhun-

Digitized by Google

dert geſchildert haben, ſo war es auch in der Schweiz und namentlich in Zürich. Schon damals lieferte es ſeinen Beitrag zum mächtigen Fortſchritt der Heilwiſſenſchaft. Die Aerzte waren geachtet aber wenig zahlreich, und ihre äußere Stellung muß wohl keine glänzende geweſen ſein, auch ſcheint aus manchen Schilderungen der damaligen Zeit hervorzugehen, daß man ihre Hülfe oft ſpät, und nur in gefährlichen Krankheiten in Anſpruch nahm.

Conrad Gesner als Arzt.

Wir kommen ſo auch ganz natürlich zuerſt auf die äußere Stellung Gesners als Arztes. Dieſe war während langer Zeit eine ſo wenig günſtige, daß er von dem Ertrage ſeiner Praxis nicht hätte leben können. Und doch bezeugen alle ſeine Werke, wie gründlich und mit welcher Aufopferung er ſich mit dieſem Stande befaßt hat. Intereſſante Auskunft hierüber finden wir in einem Briefe Gesners an Bullinger, in welchem er ihm ſeine traurige Lage ſchildert. Wenn in den Stellen, welche ich gleich mittheilen werde, der ſtets ſo beſcheidene Mann ſeine Leiſtungen hervorhebt, ſo geſchieht dieß nur, um dem edeln Reformator zu beweiſen, daß ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen und ſeine Geſchicklichkeit als Arzt ihn nicht vor bitterer Armuth ſchützen. „Ich befinde mich in dem Falle, „ſagt er, als Arzt Etwas zu leiſten, mehr als die gewöhnlichen Aerzte, inſofern als ich Zeit darauf verwenden kann, „die Kranken ſich meinen Verordnungen unterziehen, und mich „nicht allzu ſpät rufen laſſen. Die berühmteſten Aerzte an „königlichen Höfen ſind meine Freunde; öfters theilen ſie mir „in ihren vertrauten Briefen ſeltene Heilmittel oder wichtige „Belehrung mit, die ich ihnen gleichmäßig erwiedere, und „einige dieſer Männer nennen mich ſogar ihren Lehrer.“ Weiterhin drückt er ſich folgendermaßen über Das, was er zu leiſten im Stande wäre, aus, wenn die Behörden ihn unter-

Digitized by Google

stützten. „Als Arzt, insofern ich diesem Berufe sorgfältiger ob-
„liegen könnte, wäre ich im Stande, mit Gottes Hülfe große
„Männer aus den gefährlichsten Krankheiten, ja aus dem
„Rachen des Todes zu retten. Wollen unsere Rathsherren,
„daß ich ein guter und thätiger Arzt sei, so müssen auch sie
„sich als gute und freigebige Gönner gegen mich bezeugen.
„Manche bedeutende Fälle von Wassersucht, Schlagfluß und
„fallender Sucht, so wie andere schwere Krankheiten mehr,
„habe ich bei Denen, die mich nicht zu spät riefen und meinen
„Verordnungen folgten, geheilt. Einigen engbrüstigen Greisen,
„die schon ihrem Ende nahe zu sein schienen, habe ich das
„Leben erhalten. In Kenntniß der Thiere, Kräuter und ein-
„fachen Heilmittel, welche zur Bereitung der Arzneien so wich-
„tig ist, räumen mir die ersten Aerzte unsrer Zeit den Rang
„über alle frühern und jetzt lebenden Aerzte ein."

Später wurde die Stellung Gesners dadurch eine bessre, daß er Chorherr und Stadtarzt von Zürich wurde. Mit seinen Kollegen lebte er im besten Einverständniß, und übte über dieselben stets nur die unwillkürliche Autorität seines tiefen Wissens und seines treffenden Urtheils. An diese Autorität wenden sich dann auch oft die Behörden. So beauftragt man ihn bereits im Jahre 1555, für zwei junge Aerzte, welche die Regierung auf auswärtige Universitäten schicken will, Verhaltungsmaßregeln für ihre Studien abzufassen. Wir finden dieses Dokument in der Geschichte des Züricher Medizinalwesens von Meyer-Ahrens abgedruckt. Diesem unserm gelehrten Kollegen werden wir auch später Manches auf Epidemien Bezug habende zu entlehnen Gelegenheit haben.

Die am 23. Mai 1555 für die beiden jungen Aerzte Caspar Wolf und Georg Keller, von denen der eine nach Montpellier, der andere nach Padua geschickt wurde, abgefaßte Studienanweisung bezeugt von einem so gesunden und richtigen Urtheil, von einer seiner Zeit so weit überlegenen Auffassung der ärztlichen Ausbildung, daß wir uns nicht enthalten können, Einiges aus derselben mitzutheilen.

Digitized by Google

Besonders räth er ihnen, sich mit der Kenntniß der Arzneien, der Diät der Kranken, der Chirurgie, mit einem Worte mit der Heilung der Krankheiten abzugeben; dann über Alles, was sie sehen oder hören würden, ein Tagebuch zu führen, welches sie später vorzulegen im Stande sein sollten. Mit der Anatomie sollen sie sich so gründlich beschäftigen, daß sie dieselbe nicht bloß kennen, sondern auch zu lehren im Stande seien. Mit praktischen Aerzten sollen sie Kranke besuchen, und auch hier den Nutzen und die schädliche Wirkung der Arzneien sorgfältig beobachten. Dann räth er ihnen, die Doktorwürde für Medizin und Chirurgie zu erlangen zu suchen, später aber noch große Spitäler und die Praxis ausgezeichneter Aerzte kennen zu lernen, bis zu dem Momente, wo sie von der Regierung zurückberufen würden. Am Schlusse empfiehlt er ihnen, züchtig, mäßig, ehrbar und gottesfürchtig zu leben.

Man könnte gewiß in unsern Tagen in ähnlichen Umständen keine gediegeneren Rathschläge ertheilen.

So oft die öffentliche Gesundheit in Zürich durch eine Epidemie bedroht ist, sehen wir Gesner, von dem öffentlichen Zutrauen beehrt, vom Rathe beauftragt, mit seinen Kollegen Maßregeln zu treffen, um den Verheerungen der Seuchen Einhalt zu thun. Unter Anderm ist auf uns die Beschreibung eines ärztlichen Konziliums gekommen, welches im Jahre 1564, bei der damals sehr tödtlichen akuten Brustentzündung, wahrscheinlich mit pestilenziellem Charakter, auf Befehl des Rathes gehalten wurde. Diese Aerzte waren außer Conrad Gesner, dem ersten Stadtarzte, Georg Zeller, Caspar Wolf, Thaddäus Dunus und der zufällig anwesende Arzt Funck aus Memmingen.

Schon damals scheint es Brauch gewesen zu sein, daß man die bessern Aerzte erst dann rief, wenn Hausmittel und Pfuscher nicht ausreichten. Wenigstens finden wir in jener Konsultation, deren medizinische Details wir hier übergehen, den merkwürdigen Beschluß: „es solle keiner von ihnen jemand, der „an dieser Krankheit leide, besuchen, wenn er nicht am ersten „oder spätestens zweiten Tage gerufen werde, da, wenn die

Digitized by Google

„Zeit, zu welcher die Einleitung eines erfolgreichen Heilverfah-
„rens möglich, der Anfang der Krankheit nämlich, verstrichen
„sei, sie die Behandlung der Kranken nur zu ihrer eignen so-
„wohl als zur Schande der Kunst, und zu ihrer größten Ge-
„fahr, ohne irgend einen Vortheil für den Kranken unterneh-
„men könnten, besonders bei so unmäßigen, unleitsamen Men-
„schen, wie die Einwohner Zürichs seien."

Hier erkennen wir freilich nicht die bescheidene Menschenliebe Gesners wieder; denn ein Arzt soll nie jenes Gefühl gekränkter Eitelkeit oder verletzter Kunstehre den Kranken gegenüber hegen, und hier nur die Noth und die Gefahr, so wie die Möglichkeit und Art der Hülfe im Auge haben.

Gesner war im Allgemeinen nicht nur ein sehr sorgfältiger, umsichtiger und aufgeklärter Arzt, sondern besonders auch stets von dem Wunsche beseelt, seine ganze Wissenschaft auf die Behandlung der Krankheiten zu konzentriren. Während aber Paracelsus und seine Schüler, in dieser Beziehung ein ähnliches Ziel verfolgend, mehr die metallischen Mittel priesen, war Gesner besonders mit der Prüfung der Heilkräfte der Pflanzen, namentlich auch denen seines Vaterlandes, jedoch keineswegs ausschließlich beschäftigt. Sein Hang, Versuche zu machen, wurde jedoch seinen Kranken nicht schädlich, da er, wenn er in Ungewißheit schwebte, manche Arzneimittel an sich selbst versuchte, und sich hiedurch sogar zuweilen sehr unwohl machte. Seine Beobachtungen am Krankenbette zeichnen sich besonders dadurch aus, daß er die wichtigen Erscheinungen hervorzuheben wußte, also die Symptome besonders nach ihrem Werthe zu beurtheilen verstand.

Als Schriftsteller sehen wir ihn bereits in Lausanne, noch als Lehrer der griechischen Sprache, ein Werk über Botanik zum Gebrauche der Aerzte abfassen. Zur gleichen Zeit schreibt er eine kleine Abhandlung über diejenigen Mittel, welche einander ersetzen können, wenn man das eine oder andere sich nicht verschaffen kann. Dieses Schriftchen erschien im Jahr 1540. Zwei Jahre später machte er bei dem Lyoner Buch-

Digitized by Google

händler Frelonius ebenfalls ein Werk über Arzneimittel bekannt, und hier finden sich schon viele Angaben über Bereitung derselben. Die griechischen Aerzte waren in jener Arbeit besonders berücksichtigt. Unter dem Namen Evonymus gibt er später, zuerst anonym, dann aber unter seinem Namen, eine vortreffliche Sammlung von Arzneimitteln, nebst ausführlicher Erörterung ihrer Bereitung heraus. Der berühmte medizinische Historiker Sprengel thut ihm offenbar Unrecht, wenn er ihm vorwirft, daß er, wie Paracelsus, im Evonymus ein Werk über Geheimmittel habe schreiben wollen. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede, daß er Vieles, was bis dahin geheim gewesen wäre, zum Gemeingut der Aerzte machen wolle, und finden wir in demselben vortreffliche Bemerkungen. Den größten Schatz aber seiner medizinischen Anschauungen und Rathschläge treffen wir in seinen medizinischen Briefen, von denen drei Bücher bereits im Jahr 1577 erschienen, ein viertes der Hanhart'schen Lebensgeschichte Gesners beigefügt ist, so wie ferner sein Briefwechsel mit Kaspar Bauhin in Basel besonders bekannt gemacht, und endlich noch ein einzelner Brief von Treviranus im Jahr 1830 der Herausgabe der Briefe von Clusius beigefügt worden ist. Auf unserer Stadtbibliothek aber finden sich noch viele Manuskripte, ganz besonders eine ausführliche Sammlung seiner Rezepte und Kurarten, unter dem Titel: **Thesaurus medicinae practicae.** Ja es ist wahrscheinlich, daß wenn Gesner eine hinreichende Lebensdauer vergönnt gewesen wäre, er uns auch über die Arzneikunde ein ebenso gelehrtes und praktisch-wichtiges Werk hinterlassen haben würde, wie seine große Encyclopädie des menschlichen Wissens und seine inhaltsschweren Folianten über Thiere und Pflanzen.

Wir wollen nun noch Einiges aus den Leistungen Gesners in der Therapie näher hervorheben. Vor Allem machen wir hier darauf aufmerksam, daß Geßner besonders gründlich die Arzneimittel des Alterthums studirt hatte, und viele derselben mit großem Scharfsinne nicht bloß aus der Vergessenheit hervorrief, sondern sie auch viel besser der Behandlung der Krankheiten anpaßte.

Digitized by Google

Ein intereſſantes Beiſpiel iſt dasjenige unter allen Arzneimitteln, welches er ſtets mit der größten Vorliebe anwendete, und geradezu an vielen Stellen das Seinige nennt. Der Gebrauch nämlich der Nießwurzel des Helleborus, von welcher er die beiden ſehr verſchiedenen Pflanzen, die weiße Nießwurzel oder den weißen Germer (Veratrum album) und die ſchwarze Nießwurzel (Helleborus niger) gebrauchte. Dieſes in neuerer Zeit mit großem Unrecht in Vergeſſenheit fallende Mittel gehört gerade zu den allerintereſſanteſten unſeres Arzneiſchatzes. Bei den Alten war es weitaus das berühmteſte. Die Griechen ſchmückten ſchon den Urſprung des Namens dieſes Krautes mit einer ſinnreichen Fabel, welche zeigt, welchen Werth ſie auf dasſelbe gelegt haben. Das Kraut hieß nämlich in den früheſten Zeiten Melampodium, nach dem Schäfer Melampus, welcher die Töchter des Proetus, die durch den Zorn des Bacchus geiſteskrank geworden waren, dadurch heilte, daß er ihnen Milch von Ziegen, die Helleborus gefreſſen hatten, zu trinken gab. Für die außerordentliche Achtung dieſes Krautes im Alterthum ſpricht auch der Umſtand, daß man es noch auf alten Münzen findet, wahrſcheinlich im Wappen einzelner Städte. Die ältern Aerzte haben uns mit großer Ausführlichkeit den Gebrauch desſelben, als eine eigene Kur, unter dem Namen des Helleborismus überliefert. Da man dieſe Arznei von vorzüglicher Qualität von den Inſeln Anticyre bezog, ſo war hier beſonders der Sitz der Kuren für Helleborismus. Von weiten Gegenden begaben ſich die Kranken dorthin, namentlich wurden Geiſteskrankheiten durch dieſe Methode behandelt, ſo daß die Reiſe nach Anticyre für Geiſtesſtörung ſynonym und ſprichwörtlich geworden war. Die Kur ſelbſt war ein ſolches Gemiſch der größten Vorſichten und der allerlächerlichſten Zeremonien, daß wir wirklich nicht wiſſen, ob wir mehr die Sorgfalt der damaligen Aerzte bewundern, oder über ihre Vorurtheile erſtaunen ſollen. Nicht bloß bei Geiſteskrankheiten, ſondern auch bei Nervenkrankheiten aller Art, bei rheumatiſchen, gichtiſchen und Hautaffektionen fanden die Alten ihn ebenfalls ſehr

Digitized by Google

nützlich. Im Allgemeinen jedoch wendeten sie ihn als ein Brech- und Abführmittel an.

Durch genaue Kenntniß der alten Schriftsteller auf dieses Mittel geleitet, setzt nun Gesner zwei Formen von Sauerhonig der Nießwurzel zusammen, welche er mit großer Geschicklichkeit theils durch die verschiedenen Gaben, theils durch Verbindung mit anderen Arzneien den mannigfachsten Krankheitszuständen anpaßt.

Das stärkste dieser, der Oxymel hellebori majus, ist ein Gemisch einer großen Menge aromatischer Kräuter, von Lippenblumen und Samen der Doldenpflanzen zusammengesetzt, mit bitteren und blutreinigenden Mitteln vermischt, und enthält besonders die schwarze Nießwurzel, jedoch auch die weiße; die ganze Mischung wird mit Essig gekocht, und dann mit Honig und Zucker verbunden und durch Gewürze aromatisirt. Der schwächere Sauerhonig besteht aus einer weniger komplizirten Mischung, und enthält die Wurzel des weißen Helleborus allein, außerdem noch einige adstringirende Substanzen. Nur in stärkeren Dosen wirken diese beiden übrigens sehr zusammengesetzten Mittel ausleerend, während er sie in schwächerer Gabe als blutreinigend und umstimmend betrachtet.

In früherer Zeit glaubte er darin sogar ein Präservativ gegen die Pest gefunden zu haben, wovon er jedoch später zurückkam. Gesner rühmt das Mittel bei Epilepsie, bei denjenigen Brustkrankheiten, bei welchen die Athemnoth bedeutend ist, bei Anschwellung der Leber, Wassersucht, Gicht u. s. w., und führt sowohl in seinen Briefen als in seiner speziellen Abhandlung hierüber viele glückliche Kuren an. Er wandte es je nach Umständen täglich in den Gaben von $\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Unzen an; nur selten und bei zugleich beobachteter schlechter Diät sah er üble Wirkung; an sich selbst hatte er es oft versucht, und sich auch einmal damit fast krank gemacht. Aus dem sorgfältigen Durchlesen Alles, was er hierüber geschrieben hat, geht für uns die Ueberzeugung hervor, daß in seinen Händen diese Arznei eine wirklich segensreiche und kräftige gewesen sein muß, und lohnte es sich wohl der Mühe, trotz der komplizirten Zusammensetzung,

Digitized by Google

dieſelbe nach ſeiner Vorſchrift wieder bereiten zu laſſen. Wir ſind in neuerer Zeit viel zu bereitwillig, ohne hinreichende Prüfung in früherer Zeit berühmte Mittel zu verwerfen, und berauben wir uns ſowie die Kranken dadurch oft der trefflichſten Hülfsquellen.

Neue Arzneimittel verſuchte Gesner ebenfalls gern. Es wurden ihm ſolche vielfach theils durch die Korreſpondenz mit den ausgezeichnetſten Aerzten ſeiner Zeit und theils von ſeinen vielen naturwiſſenſchaftlichen Verbindungen zugeſchickt. In ſeinen Verſuchen an ſich ſelbſt war er inſofern vorſichtig, als er nur Arzneiſtoffe, deren Wirkung er ſchon kannte, und bei welchen ihn ſeine Sinne leiten konnten, an ſich ſelbſt verſuchte. So ſagt er an einem Orte ſeiner Briefe, daß er nicht die Furcht Galens theile, welcher ſich ſcheute, das ſcharfe Kraut von Lycopersicum zu koſten, daß er aber mit den Metallen ſehr vorſichtig ſei, da ihn der Geruch hier nicht zu leiten im Stande ſei.

Intereſſant ſind auch oft ſeine kritiſchen Bemerkungen über Arzneimittel, und wenn er gleich manchen Vorurtheilen ſeiner Zeit huldigte, ſo finden wir doch an vielen Stellen ſeiner Werke ſo richtige, ſo treffende und ſo ſcharfe Bemerkungen, daß wir uns an ſeinem geſunden Sinne nur erfreuen können.

Zu den größten und verbreiteteſten Vorurtheilen des Mittelalters gehören die Anſichten und die Arbeiten desſelben über das Gold. Man ſuchte in demſelben den Stein der Weiſen, das Elixir der Lebensverlängerung, den Grundſtoff aller Metalle, und Gold aus anderen Stoffen zu machen, hat ſo manchem an ſeinen Glühofen Tag und Nacht brütenden Alchimiſten all ſein Hab und Gut und zuletzt noch den Verſtand gekoſtet. Jedoch iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſen tollen Verſuchen die Begründung der Experimental-Chemie zum Theil hervorgegangen iſt. Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung Gesners Urtheil über das zu ſeiner Zeit ſo ſehr gebräuchliche trinkbare Gold, welches beſonders von Lullius empfohlen worden war, und dadurch bereitet wurde, daß glühendes Gold in Waſſer oder Wein gelöſcht wurde.

Digitized by Google

Hierüber ſagt Gesner ſehr naiv an einer Stelle ſeiner kleinen Abhandlung, daß wol dieſes Goldwaſſer keine andere Kraft äußere, als die, welche auf eigener Ueberredung und Selbſttäuſchung beruhe, ſowie auch hier das Elixir oft allein durch den Wein, den es enthält, wirken möge. Zur Zeit der Alchemiſten miſchten reiche Leute Theilchen Gold mit den Speiſen; noch jetzt findet man in einzelnen feinen geiſtigen Getränken, in dem Danziger Liqueur unter andern, kleine Stückchen von Goldblättchen eingeſtreut. In dieſem Aufſatze finden wir auch merkwürdige Rezepte über die Bereitungsart der Goldelixire; unter anderen eines, wo Honig, Wachs, Bernſtein, Pfeffer, Gewürze und reines Gold gemiſcht werden, dann 30 Tage lang im Pferdemiſt ſtehen ſollen, alsdann wird deſtillirt, und der Rückſtand, gepulvert, wieder mit deſtillirtem Waſſer übergoſſen, nochmals deſtillirt, und nun ein Stück von der Subſtanz von der Größe einer Erbſe in ein hartgekochtes Ei gelegt, aus welchem das Eigelb entfernt worden iſt, und ſo wird es dem Kranken gereicht, den es ſehr ſtärken ſoll. An einer andern Stelle ſpricht Gesner ſeine Bewunderung über die Eigenſchaften des Goldes auf den Körper aus, und ſagt, daß eine Wunde, durch Gold entſtanden, ſich nicht entzünde, daß es, in Elektuarien gereicht, das Geſicht ſtärke, geſunde, ächte Subſtanz des Herzens und das Prinzip des Lebens verſchaffe. Alſo hier finden wir ihn auch nicht frei von Uebertreibungen und Vorurtheilen.

In unſrer ſo poſitiven Zeit, in welcher man viel lieber Fabriken und Eiſenbahnen baut, als nach dem Steine des Weiſen ſucht, hat man ſogar behaupten wollen, daß das kaliforniſche Metall viel günſtigere Wirkungen auf die Aerzte als auf die Kranken übe. In einem Briefe an Crato von Kraftheim ſpricht er ſich dann wieder ſehr vernünftig über die damals gerühmte Wirkung des Goldes gegen Maſern aus, und ſagt, daß das Waſſer kein Gold löſe, alſo bei zuſammengeſetzten Arzneien die Wirkung den andern Ingredienzen zuzuſchreiben ſei. Im gleichen Briefe erklärt er die damals allgemein angenommene ausgezeichnete Wirkung der Edelſteine für reinen Aberglauben.

Digitized by Google

Eine schon zur Zeit Gesners sehr gebräuchliche Methode war der Aderlaß. Wir haben schon gesehen, zu welchem großen Streite er Veranlassung gegeben. Wenn wir Alles zusammen fassen, was Gesner über diese wichtige Methode geschrieben hat, so finden wir eine allseitige Unparteilichkeit der Würdigung, welche uns mit Bewunderung erfüllt. In Bezug auf die Menge des zu lassenden Blutes, auf die Stelle des Aderlasses, auf die Anwendung desselben in der gleichen Krankheit, wo er nach dem Alter, dem Kräftezustand ihn bald verordnet, bald verwirft, zeigt er einen so feinen und vernünftigen praktischen Takt, daß wir hier Gesner als Muster so manchem unserer Zeitgenossen, deren die Einen am Vampirismus, die Andern an wahrer Blutscheu leiden, empfehlen könnten.

Auch mit dem Studium der Mineralwasser hat er sich mehrfach abgegeben. Ueber den Gebrauch der Bäder von Baden finden wir in einem seiner Briefe an Bauhin interessante Data. Die Kuren scheinen, nach seiner eigenen zu schließen, kurz gewesen zu sein, etwa von neuntägiger Dauer mit allmähligem Zunehmen und Abnehmen, wobei jedoch verhältnißmäßig große Mengen von Wasser getrunken wurden. Ueber die Bäder Bündtens, namentlich die von Worms, verdanken wir ihm einige interessante Notizen. Er scheint sogar damit umgegangen zu sein, ein damals erschienenes sehr ungenügendes Werk über die Bäder der Schweiz zu vervollständigen. Mehrere Quellen des Engadins hat er auch chemisch untersucht.

Mit Geisteskrankheiten wußte Gesner vortrefflich umzugehen, und finden sich in seinen Briefen mehrere, namentlich sehr interessante Konsultationen über einen an Melancholie leidenden Kranken, wobei er die Diät, die äußeren Verhältnisse, die Eintheilung der Zeit sehr passend anordnet und zugleich verschiedene Arzneimittel anwendet, aber auch die moralische Behandlung nicht vernachläßigt.

Ueber das Nützliche der Arzneikunst hat Gesner auch die angenehmeren Seiten derselben nicht vergessen, und zollt er dem schönen Geschlecht in seinen Werken einen Tribut, welcher unter

Umständen demselben weitaus gelegener erscheinen mag, als die seit Jahrtausenden in allen Sprachen sich wiederholenden poetischen Lobsprüche. Während Dichter die Schönheit nur zu preisen wissen, und, wenn sie geschwunden, ohne den geringsten Nutzen für die Betheiligten, hierüber rührende Elegien zu singen verstehen, hat Gesner sich auf eine viel ersprießlichere Art bemüht, in seiner tiefen Wissenschaft Mittel zu finden, um die Schönheit zu erhalten. So hat er in einem ausführlichen Aufsatze diejenigen angegeben, welche für die Verschönerung und Erhaltung der Farbe und der Glätte des Gesichts dienen können, und zitirt er sehr naiv die Bemerkung Galens, daß dadurch die Frauen oft die Treue ihrer Männer zu erhalten im Stande seien. Von den einfachen Mitteln empfiehlt er destillirtes Wasser von Bohnenblüthen, Erdbeerblüthen; Rosenwasser, Ziegenmilchwasser; ferner rühmt er destillirtes Wasser von Pfirsich und Weidenblättern gegen rothe Knötchen der Haut. Von dem aromatischen Weine sagt er, daß er die Haut weiß, fein und von reiner Färbung mache, besonders sollen dem Weine Ingwer und Zimmt beigemengt werden. Nach diesen einfachen Mitteln gibt er dann eine Reihe sehr zusammengesetzter Rezepte mit allen möglichen Details an. Wenn er den Frauen ihre Schönheit zu erhalten sucht, ist er nicht minder auch einer der ersten, welcher den Männern den Genuß des Tabacksrauchens verschafft. Das neu entdeckte, ihm von Occo zugeschickte Blatt legt er zerrieben auf glühende Kohlen, zieht durch einen Trichter den Rauch ein, und ist erstaunt, daß derselbe die wunderbare Kraft habe, eine Art Schwindel und Berauschung zu bewirken.

Es wäre uns ein Leichtes gewesen, die Beispiele der tiefen Kenntnisse Gesners in der Anwendung der Arzneimittel noch sehr zu vervielfältigen, wir haben aber noch Gesner von einer Seite als Arzt zu betrachten, welche ihn uns nicht minder groß zeigt, die Leistungen Gesners nämlich in Volkskrankheiten. Auch hier hat er sich um unsre Wissenschaft wahres Verdienst erworben.

Die drei letzten Lebensjahre Gesners (1562—1565) kommen in dieser Beziehung fast ausschließlich in Betracht. Diese kurze

Digitized by Google

Zeit aber ist reich an Ereignissen, und wir werden bald sehen, daß sich an dieselben Betrachtungen anknüpfen lassen, welche für die Geschichte der Medizin von der größten Wichtigkeit sind. Vor allen Dingen erfahren wir aus seinen Schriften, daß im Herbste 1562 eine Epidemie von Grippe oder Influenza in Zürich geherrscht habe, über welche er in seinen Briefen an Frabricius in Chur und an Crato von Kraftheim Interessantes mittheilt. Fast alle Einwohner Zürichs wurden davon ergriffen, aber nur wenige starben. Unter diesen jedoch befanden sich die ausgezeichneten Theologen Peter Martyr und Blaurer. Aus allen Aeußerungen Gesners über diese Seuche geht deutlich hervor, daß sie ganz dieselbe gewesen sei, welche wir in neuerer Zeit öfters sich über ganze Länderstriche haben verbreiten sehen. Wohl den meisten von Ihnen ist noch die Influenza-Epidemie vom Jahre 1837 im Gedächtniß, in welcher, sobald der böse Gast eine Stadt heimsuchte, oft von einem Tag zum andern, diese wie ausgestorben, die Straßen leer erschienen, und nur ein geringer Theil der Bevölkerung verschont blieb. Wie noch jetzt in diesen Epidemien, litten die Kranken damals besonders an quälendem Husten, heftigem Kopfschmerz, fanden nur langsam ihre Kräfte wieder, und Sterblichkeit fand sich nur unter den Greisen. Gesner empfiehlt schon gegen dieselbe die auch jetzt noch gute Methode, warme, milde, schweißtreibende Getränke und Brustmittel zu reichen, und widerräth den Aderlaß. Doch diese mehr lästige Krankheit macht bald einer schlimmeren Platz. Die im Mittelalter weitaus am meisten gefürchtete Krankheit, die Pest, brach im Jahr 1563 zuerst in Basel aus und zeigte sich bald auch in Zürich. In Basel erreichte sie besonders in der zweiten Hälfte des Jahres 1564 ihren höchsten Punkt, und entvölkerte zum Theil diese damals schon blühende Stadt. Merkwürdig war dort unter Anderm der Volksglaube, welcher damals herrschte, daß viele Kranke vor ihrem Ende in ihrem Delir einen Namen riefen, dessen Besitzer alsbald daran erkrankte, und nachdem er wieder einem anderen gerufen, starb. Solche Kranke erhielten deßhalb den Namen „Gottesgerichtsdiener".

Digitized by Google

Gegen Ende des Jahres 1563 hatte die Pest in Zürich fast aufgehört, wurde aber bald von Mitte Januar bis Mitte Juni 1564 an durch eine ebenfalls viele Opfer dahin raffende Seuche ersetzt, über deren Natur wir um so mehr etwas Näheres mittheilen müssen, als dieselbe verschieden und oft nicht richtig gedeutet worden ist. In dem Thesaurus medicinae practicae von Gesner, welcher im Manuscripte auf der hiesigen Bibliothek sich befindet, ist diese Krankheit kurz und klar beschrieben, und hat Herr Dr. Meyer-Ahrens das Verdienst, diesen nicht leicht leserlichen Theil des Manuscriptes zum großen Theil entziffert zu haben. Wir geben hieraus nur einen sehr kurzen Auszug.

Die Krankheit begann mit Fieber, Frost, Seitenstechen, trockenem, zuweilen etwas quälendem Husten, mit welchem jedoch nur mitunter sehr wenig Blut ausgeworfen wurde. Die Patienten hatten Kopfschmerz. Bei Einigen war der Athem röchelnd, Erstickungsgefahr, große Athemnoth traten auch auf, der Seitenschmerz war aber so heftig, daß die Kranken oft weder zu husten noch auszuwerfen wagten. Durch Druck ward er gesteigert. Der Puls war im Anfange voll und hart, später schwach; bald Verstopfung, bald Diarrhoe; Urin trüb roth oder gelb. Das Seitenstechen schwand zuweilen am Anfange, kam jedoch bald heftig wieder. Die Augen waren unruhig, die Kranken aufgeregt. Das Gesicht wurde später livid. Einige starben am dritten, vierten, andere am sechsten Tage. Mäßigen Aderlaß räth er bei Manchen, jedoch nicht bei Allen, ferner den Husten mildernde Mittel, und da wo kein Aderlaß gemacht werden kann, leichte Abführung oder sein Lieblingsmittel, den Sauerhonig der Nießwurzel. Auf die kranke Seite ließ er warme Umschläge, zuweilen Senfteige auflegen. Bei Einigen wurden auf die schmerzhafte Stelle Schröpfköpfe angewandt. Er sagt an einer Stelle, daß das Uebel ansteckend gewesen sei. In dieser schlimmen Krankheit, deren Sterblichkeit jedoch nicht die der Pest erreichte, war Gesner, als Stadtarzt, besonders der, welcher seinen Kollegen die beste Heilmethode anrieth; auch ließ er unter seiner Leitung durch den aus Locarno eingewanderten

Digitized by Google

Arzt Thaddäus Dunus die Epidemie genau beschreiben. Man hat diese höchst merkwürdige Seuche des Frühjahrs 1564 als das erste Auftreten der unter dem Namen Stich oft sehr tödtlichen, bösartigen Lungenentzündung angesehen, welche einige Autoren als den Hochthälern der Alpen eigenthümlich geglaubt haben, und welche besonders Guggenbühl als Alpenstich bezeichnet hat. Dieser Auffassung liegt aber eine doppelte Ungenauigkeit zu Grunde. Es ist zwar richtig, daß jene von Gesner beschriebene Krankheit in älteren Dokumenten als Stich bezeichnet wird, hierdurch ist jedoch nur eine Erscheinung, das Seitenstechen angedeutet, aber keineswegs die Natur derselben erklärt. Ich habe selbst über die epidemischen Brustentzündungen der Alpen Manches erfahren können, besonders geleitet durch die vortreffliche Beschreibung, welche uns Schönlein in seinen Vorlesungen im Jahr 1833 nach einer damals im Urserenthal herrschenden Epidemie geben konnte. Der wirkliche Stich der Alpenbewohner ist durchaus eine andere Krankheit als die Seuche des Frühjahrs 1564 in Zürich, durch mehr Blutauswurf und weniger heftiges Seitenstechen ausgezeichnet, besonders durch das Ergriffensein der Lungen gefährlich, während in der Epidemie von 1564 besonders das Brustfell erkrankt war. Diese sonst nicht epidemisch auftretende Krankheit ward nur unter dem Einfluß des herrschenden pestilenziellen Krankheitsgenius so verderblich. Ebenso unrichtig ist es, daß diese Krankheit als Epidemie den Hochgebirgen eigen sein soll. Die Geschichte der Seuchen zeigt, daß ähnliche sehr bösartige Brustentzündungen wie die der Alpenthäler auch in den Jahren 1557 und 1564 in Brabant, im Jahr 1633 in den Kirchenstaaten, in den Jahren 1708 bis 1719 in Rom, zur gleichen Zeit auch in Piemont und Languedoc geherrscht haben. In den Jahren 1765 bis 1766 traten sie in der Normandie und dem südlichen Frankreich auf, später auch in Paris. Vom Jahr 1773 besitzen wir die vortreffliche Beschreibung einer Epidemie dieser Art in Rouen von dem berühmten Epidemographen Lepeq de la Cloture. Vom Ende des vorigen und aus diesem Jahrhundert können

Digitized by Google

wir noch viele Epidemien dieser Art aus ebenen Ländern eben so gut wie aus Gebirgsgegenden anführen. Diese epidemische Lungenentzündung, welche man in den verschiedensten Jahreszeiten, in den ungleichsten Lokalitäten und unter den mannigfachsten äußeren Verhältnissen beobachtet hat, ist daher keineswegs eine den Alpen eigenthümliche Krankheit. Auch werden wir gleich sehen, daß die Epidemie vom Jahr 1564 nicht in das Bereich der gewöhnlichen epidemischen Lungenentzündungen gehört.

Unsere Meinung ist nämlich, daß jene ganze Krankheit eine Brustfellentzündung (Pleuritis), bösartig, unter dem Einflusse des pestartigen Charakters der damaligen Krankheiten gewesen sei, und so zu einer der vielfachen Formen gehöre, unter welchen zur Zeit der herrschenden Pest andere Krankheiten auftreten können. Hierfür spricht vor Allem der Umstand, daß noch am Ende des Jahres 1563 die Pest in Zürich herrschte, und daß sie bereits im August 1564 wieder auftrat, und später wieder bis zum Ende des Jahres 1565 herrschte.

Es ist eine eigenthümliche Tendenz der neueren Krankheitslehre, sich zu ausschließlich mit dem örtlichen Krankheitsprozesse zu beschäftigen. Wir müssen jedoch in dieser, wie in mancher andern Hinsicht, insofern uns den ältern Aerzten wieder nähern, daß wir den allgemeinen Charakter der herrschenden Krankheiten und der Epidemien niemals verkennen, nnd danach die örtlichen Erscheinungen mit der gehörigen Allseitigkeit und Umsicht beurtheilen. Höchst merkwürdiger Weise charakterisirt der große Gesner in der Ueberschrift jener Stelle seines Manuskriptes die Krankheit schon als bösartige, ansteckende und pestähnliche Pleuritis, und ähnliche Ausdrücke finden sich in der Beschreibung von Dunus. Ein solches Vorkommen aber der Brusterscheinungen, des Seitenstechens, des quälenden Hustens, des Blutauswurfs bei pestartigen Krankheiten ist keineswegs eine so ungewöhnliche Erscheinung, als man dieß auf den ersten Blick glauben sollte, wiewohl wir die Seuche von 1564 nicht geradezu als Pest, sondern nur als eine durch pestilenziellen Einfluß des Krankheitsgenius bösartig gewordene

Digitized by Google

Bruſtfellentzündung anſehen. Die folgenden Beiſpiele werden uns zeigen, daß die Kombination von Bruſterſcheinungen ſelbſt mit wirklicher Peſt durchaus keine ſehr außergewöhnliche Erſcheinung iſt.

Intereſſant iſt zu ſehen, daß ſchon in der erſten bekannten Peſtepidemie, welche von den Jahren 431 — 429 vor Chriſti Geburt in Athen und im Peloponnes herrſchte, und welche uns Thucydides zwar kurz aber vortrefflich geſchildert hat, auch nach den eigenen Ausdrücken des großen Geſchichtsſchreibers, Athemnoth, beſtändiger Huſten, ſtechende Schmerzen der Bruſt bei den an der Peſt Erkrankten ſich zeigten. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß in jene Zeit die ſo vielfach bewunderte That des Hippokrates fällt, welcher dem Perſerkönig Artaxerxes verweigerte, in ſeine Staaten zu kommen, um dort der verheerenden Seuche Einhalt zu thun, weil er nicht dem Feinde ſeines Vaterlandes dienen wollte. Jedoch ſehen wir hierin nur einen engherzigen Mangel wahrer Humanität; denn der Arzt ſoll die Krankheit nur nach ihrer Natur, aber nicht nach der Nationalität des Erkrankten beurtheilen.

Auch viele ſpätere Peſtepidemien bieten Bruſterſcheinungen dar. In der Italieniſchen Peſt vom Jahr 1525 zeigen ſich Huſten und Blutſpeien bei vielen Kranken. Die in den Jahren 1635 — 1637 von Dimerbrock im Nymwegen beobachtete Peſt zeigte ebenfalls ſtarken Huſten, Athemnoth, blutigen Auswurf, Stiche in der Bruſt. Die berüchtigte Peſt des 14. Jahrhunderts, welche unter dem Namen des ſchwarzen Todes die größten Verheerungen in Europa anrichtete und ganze Städte und Landesſtriche entvölkerte, zeigte ſich, wie aus dem Gedichte Fracaſtores über die Syphilis hervorgeht, ſowie aus vielen andern Beſchreibungen, mit intenſiven Bruſtſymptomen. Aber es iſt nicht einmal nöthig, ſo weit in das Alterthum und in das 14. und 16. Jahrhundert zurückzugehen, um Bruſtentzündungen mit peſtilenziellem Charakter zu finden. Kürzlich hat ein deutſcher Arzt, Dr. Auguſt Hirſch in Danzig, in dem V. Bande von Virchows Archiv die indiſche Peſt der neueſten

Digitized by Google

Zeit ausführlich beschrieben. Wir entnehmen dieser Skizze einige um so interessantere Thatsachen, als im Allgemeinen diese Ursprungsstätte der asiatischen Cholera, Ostindien, allgemein für von wirklicher Pest frei angesehen wird.

Im Jahr 1815 trat die indische Pest in den Provinzen Kutch und Guzerate auf, welche im Jahre zuvor von einer fürchterlichen Hungersnoth heimgesucht worden waren. Bereits im Mai 1815 dehnte sie sich über einen Theil von Kutch und Vagur aus, und richtete besonders vom Januar bis März 1816 ungeheure Verwüstungen an. Zur selben Zeit trat sie in Kattyvar auf, und verbreitete sich später nordwestlich bis Sinde, wo sie im November Hyderabad erreichte, und täglich 60 bis 70 Opfer forderte. In Jhallavar, dem nordwestlichen Theile von Guzerate, erschien die Seuche anfangs 1817, und schritt östlich bis Dundooka vor, ließ gegen das Ende des Jahres nach, brach aber anfangs 1819 zur Regenzeit mit neuer Gewalt aus, und verbreitete sich auch dießmal mehr nach Osten. Nun erlosch die Pest im Jahr 1819; zeigt sich jedoch 1823 wieder im Territorium von Camaoon am Himalaya, verschwindet bis zum Jahre 1836, und tritt nun in einer von der früher befallenen Gegend weit entfernten Landschaft, in den Rajpootana-Staaten, auf, dauert wieder fast zwei Jahre, und erscheint nach langem Zwischenraum von Neuem im Jahre 1850 am Abhang des Himalaya. In allen diesen verschiedenen Epidemien klagten die Kranken über heftige Brustschmerzen, Athemnoth, Husten und blutigen Auswurf.

Die Sterblichkeit scheint hier eine große gewesen zu sein, etwa 75 — 80 auf 100. In Pali, einer Stadt von etwa 20,000 Einwohnern, von denen noch viele aus Schreck entflohen waren, fielen 4000 dieser Lungensucht als Opfer.

Wir finden also merkwürdiger Weise in der ersten bekannten Pestepidemie, mehr als 400 Jahre vor Christo, so wie in der letzten unsere Zeit so nahe berührenden, erst vor wenigen Jahren abgelaufenen, und auch in den beiden großen Epidemien des 14. und 16. Jahrhunderts, Belege für unsere auf-

Digitized by Google

gestellte Meinung über die Natur der Züricher Epidemie vom Jahr 1564, als Brustfellentzündung, unter dem Einfluß des herrschenden pestartigen Krankheitsgenius.

Nach dem Ablaufe der pleuritischen Seuchenform tritt am 1. August dieses Jahres die wirkliche Beulenpest wieder mit ihren unläugbaren Charakteren in Zürich auf. Auch Bullinger erkrankt an derselben, und wie wir aus seiner von ihm selbst verfaßten Krankengeschichte, sowie aus den Briefen Gesners an Gasser ersehen, hatte er noch lange an den beiden Pestbeulen zu leiden, welche mit Aetzmitteln und Glüheisen behandelt wurden. Er ward aber vollkommen hergestellt. Gegen Ende Dezember berichtet uns Gesner, daß die Pest wieder aufhört. Vieles hat er uns über die Behandlung dieser Krankheit hinterlassen. Es wäre zu weitläufig, dieß Alles hier anzuführen. Die von Gesner, Zeller und Wolff abgefaßte Arbeit aber über die Behandlung der Pest ist leider nicht mehr zu finden.

Nachdem nun im Januar 1565 zuerst epidemische Catarrhe und Brustentzündungen wieder geherrscht haben, zeigt sich die Pest Ende Juli von Neuem, anfangs weniger heftig, gegen Ende September außerordentlich tödtlich. Schon anfangs Dezember schien jedoch die Krankheit in voller Abnahme begriffen, als unser vortrefflicher Gesner eines der letzten, aber gewiß der bedaurungswertheften Opfer jener Epidemie, am 13. Dezember 1565 an derselben starb.

Wir wollen hier noch in kurzen Zügen die Krankheit und den Tod Conrad Gesners schildern, da sie das doppelte Interesse bieten, uns nicht bloß die letzten Momente dieses großen Mannes vorzuführen, sondern uns zugleich ein Bild jener tückischen Krankheit geben. Besonders sind die Briefe Bullingers an Fabricius in Chur und an Keßler in St. Gallen und an seinen Sohn, in Simmlers Brieffammlung im Manuskript befindlich, die Dokumente, aus denen wir hierüber einiges Genauere schöpfen.

Am 9. Dezember 1565, einem Sonntage, war Gesner noch

Digitized by Google

am Morgen in der Großmünsterkirche gewesen, um seinen Freund Bullinger predigen zu hören. Jedoch bald, nachdem er nach Hause gekommen, fühlte er sich sehr unbehaglich. Die ersten Vorboten seiner Erkrankung nicht achtend, fuhr er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fort. Jedoch schon am andern Tage zeigten sich zwei große Pestbeulen, die eine in der Herzgegend, die andere in der linken Axelhöhle. So schmerzhaft auch gewiß diese sehr ausgedehnten Beulen waren, blieb dennoch das allgemeine Befinden Gesners leidlich. Kopfschmerz und Fieber waren kaum zugegen, und er bewahrte die vollkommene Freiheit des Geistes. Aber der tief erfahrene Arzt machte sich von dem ersten Auftreten jener Geschwülste an über seinen Zustand keine Illusion. Ahnungen seines Todes hatten bereits seinem Gemüthe vorgeschwebt, wie dieß aus vielen seiner damaligen Briefe hervorgeht. Noch in den folgenden Tagen blieb er nicht eigentlich im Bett, sondern legte sich nur von Zeit zu Zeit auf sein Ruhebett. Fast bis zum letzten Tage seines Lebens fuhr er fort zu arbeiten. Seine häuslichen Angelegenheiten ordnete er nun, und übertrug seinem Freunde Caspar Wolf seinen wissenschaftlichen Nachlaß. Viel unterhielt er sich mit Bullinger über seine religiösen Ueberzeugungen, in welchen er stets und noch in seinen letzten Stunden einer der eifrigsten und intelligentesten Anhänger Zwinglis war. Bereits am fünften Tage seiner Krankheit nahm diese eine schlimme, den nahen Tod andeutende Wendung. Jedoch mit seiner gewohnten Bescheidenheit und rücksichtvollen Liebenswürdigkeit schlug er das Anerbieten aller seiner Freunde aus, welche die Nacht über bei ihm wachen wollten.

Nachdem er in den ersten Stunden ein wenig geruht, fühlte er, daß nun der Moment der Trennung gekommen sei. Von seiner Gattin läßt er sich jetzt in sein Museum führen, in welchem er sich hiefür ein Bett hatte aufschlagen lassen, um in der Mitte seiner Naturschätze und seiner großen wissenschaftlichen Sammlungen seine letzten Momente zuzubringen. So entschlummert er nach 11 Uhr Abends, fromm ergeben,

Digitized by Google

nachdem er noch seine letzten Blicke an den großen Werken der Schöpfung geweidet hatte.

Wir beschließen hiermit diese kurze Skizze der ärztlichen Thätigkeiten Gesners. Werfen wir noch einen Ueberblick auf sein Leben, so finden wir in ihm die so höchst seltene Erscheinung, daß in dem gleichen Manne die tiefsten Kenntnisse und die weit umfassendsten Arbeiten in den Gebieten der Philologie, der Naturgeschichte und der Medizin, mit einem Worte die größte Allseitigkeit menschlichen Wissens in dem engen Raume eines Lebens von kaum einem halben Jahrhundert eingeschlossen sind. Und diese Leistungen sind um so verdienstvoller, als die verschiedenartigsten Beschäftigungen als Lehrer und Arzt noch stets die kostbare Zeit beschränkt, und lange bittre Nahrungssorgen sein Leben getrübt haben. In medizinischer Hinsicht sehen wir Gesner gleich ausgezeichnet als sorgsamen Arzt am Krankenbett, wie als tiefgelehrten Schriftsteller und als edlen Menschenfreund. Wir finden ihn gleich hervorragend in seinen vortrefflichen Rathschlägen für die Bereitung und Anwendung kräftiger Arzneien, wie mit erstaunungswürdiger Umsicht, mit der größten Aufopferung den Verheerungen der Seuchen entgegentretend. Sowie ein Soldat kein schöneres Ende finden kann, als wenn er für seine Ueberzeugungen und für das Wohl seines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde willig sein Leben opfert, so ist gewiß auch das preiswürdigste Ende des Arztes, wenn er von jenen Seuchen, welchen er so unermüdet viele Opfer entrissen, zuletzt meuchlings ergriffen wird. Ja noch schöner ist das Ende des sterbenden Arztes in der Epidemie als das des fallenden Kriegers. Während letzterer nur durch Zerstörung vieler Mitmenschen sein Ziel erreichen kann, ist der Arzt ununterbrochen nur auf Erhaltung derselben bedacht.

Ein ärztliches Leben wie das unseres Conrad Gesner gibt uns nicht bloß die Ueberzeugung, daß er auch auf dem Gebiete

Digitized by Google

der Heilkunde viel Schönes und Großes geleistet habe, sondern jene große und ehrwürdige Gestalt vergangener Zeiten kann auch noch heute mit Recht den Jüngern unserer Kunst als das nachahmungswertheste Vorbild gepriesen werden.

Möge der Geist jenes großen Arztes Zürichs noch lange schützend über diese an Jahren junge, an Fleiß unermüdliche, an Zukunft so reiche Schule ärztlicher Bildung schweben!

Digitized by Google

Großes geleistet habe, sondern
Halt vergangener Zeiten kann
Jüngern unserer Kunst als das
epriesen werden.
en Arztes Zürichs noch lange
unge, an Fleiß unermüdliche,
icher Bildung schweben!